

Jens Thomas

ZUHÖREN!

Geschichten und Gedanken eines Musikers
über das Hören

ATHENA-Verlag

VORWORT

Ich bin Musiker. Zuhören ist mein Beruf.

Wie wichtig die Fähigkeit zum Zuhören nicht nur für Berufsmusiker ist, wurde mir bewusst, als ich neben meiner Konzerttätigkeit begann, mit Menschen zu arbeiten, die ihre eigene Stimme näher kennenlernen wollten. Denn ein offenes Ohr ist *der* Türöffner für eine gelungene Kommunikation. Mir wurde klar, dass mich nicht nur Musik, Theater und Kunst immer dann interessieren, wenn die Beteiligten einander – und sich selbst – *erwartungsfrei* zuhören. Auch Denken und Fühlen, Spiritualität, gesellschaftliches Zusammenleben und der Umgang mit unserem Planeten sind für mich Ausdruck dessen, wie und auf was wir hören.

In diesem Buch versammle ich Geschichten, Berichte und Reflexionen über meine persönlichen und subjektiven Erfahrungen mit dem Hören. Die Hörübungen am Schluss des Buches sind ein Angebot, eigene Erfahrungen mit einem bewussteren Hören zu machen.

INHALT

Klang.....	11
Üben.....	13
Hören.....	16
Atem.....	17
Bewertung.....	19
Chaos	23
Denken.....	27
Freiheit.....	30
Erinnern.....	35
Medium.....	41
Gesundheit	47
Improvisation	52
Orte	58
Jazz	65
Noten	67
Nichts.....	69
Resonanz.....	72
Qigong	77
Stimme	79
Politik.....	86
Xenophilie	89
Neil Young	96
Wege	99
Ziel.....	107
Vertrauen	112
Hörübungen	115

KLANG

Als ich als Musikstudent das erste Mal während eines Workshops den Pianisten Conrad Hansen spielen hörte, ist etwas Seltsames in mir vorgegangen. Ich erinnere mich an den Augenblick, in dem er einen einzigen Ton mit der rechten Hand auf dem Klavier anschlug. Es war nicht so, dass ich vorher geschlafen hätte. Aber in dem Augenblick, da dieser Ton erklang, war mir, als würde ich erwachen, schlagartig und sanft zugleich. Ich erwachte ins Hören. Nie wieder habe ich solch einen tiefen, vielfarbig glänzenden, obertonreichen, unglaublich schönen Klang gehört wie diesen Klavierton. In ihm war in meinen Ohren alles an überhaupt möglicher menschlicher Ausdruckskraft enthalten, alles an Meisterschaft, Klugheit, Trauer und Jubel, Güte und Liebe, derer ein Mensch fähig ist. Und das für mich Unfassbare: Dieser Ton war nicht geübt, er wurde gespielt.

Er war kein Ergebnis von etwas, er war einfach da. Kein Wille war in diesem Ton, kein Streben, keine Persönlichkeit. Dieser Ton sagte nicht: »Ich bin Conrad Hansen«, dieser Ton sprach: »Ich bin der Klang.«

Zugleich war mir, als hörte ich die Leere des Universums. Die absolute Stille. Eine Stille, die nicht die Abwesenheit von etwas war, sondern die Stille an sich, eine erfüllte, tiefe Stille.

Nachdem der Ton verklungen war, wusste ich, dass ich von nun an immer auf der Suche nach diesem einzigartigen Klang sein würde. Zugleich wurde mir klar, dass ich diesen Ton nur würde wiederfinden können, wenn ich mich ganz dem Hören hingäbe und ins Nichts lauschte. Ohne etwas zu tun. Ohne etwas zu erwarten. Nichts tun – nur hören.

Mit geschlossenen Augen.

Hören, was ist.

Etwas schwingt und dringt an mein Ohr.

Eine Schallwelle trifft mich.

Ich höre hin.

Der Schall löst etwas in mir aus, sobald er auf meinen Körper trifft.

Ich schwinge mit. Ich kann nicht anders.

Meine Ohren sind immer geöffnet.

Nur – wie sollte das denn bitte gehen mit dem Hören? Ich musste doch üben!

ÜBEN

Im Alter von vier Jahren erhielt ich »Musikalische Früherziehung«. Mit sechs bekam ich den ersten Klavierunterricht. Mit sieben ein Klavier. Mit neun Jahren begann ich an diesem Klavier zu improvisieren, anstatt klassische Stücke zu üben. Im gleichen Alter bekam ich deshalb Ärger mit meinem Klavierlehrer. Mit elf Jahren spielte ich als Gewinner einer Zeitungsaktion bei Richard Clayderman im Kuppelsaal Hannover »Für Elise«. Trotz endlosen Übens gelang mir das nicht fehlerfrei. Mit spätestens vierzehn Jahren wollte ich alles, nur kein Klavier mehr üben. Mit fünfzehn hatte ich meine erste Band, meinen ersten Liebeskummer und keinen Klavierunterricht mehr. Mit sechzehn folgte der zweite Liebeskummer und ich begann wieder Klavier zu üben. Ohne klassischen Unterricht. Ich begann das Improvisieren zu üben. Mit Jazzklavier-Unterricht.

Ich entschied mich für meinen Beruf. Ich übte vier Stunden, dann sechs Stunden, dann sieben Stunden am Tag. Mittlerweile war ich neunzehn. Nach dem Abitur übte ich acht Stunden. Mit einundzwanzig studierte ich an der Hamburger Musikhochschule Jazzklavier. Ich übte und übte und übte.

Mit dreiunddreißig entdeckte ich meine Stimme. Und ich hörte auf zu üben. Ich begann zu spielen, auszuprobieren und zu experimentieren. Mit mir, mit meiner Stimme, dem Klavier. Mit vielen anderen Künstlerinnen, die aus Genres kamen, in denen, weil sie bildende Künstler oder Schauspieler waren, nicht geübt, sondern gearbeitet wurde.

Mit einundvierzig begegnete ich dem Schauspieler Matthias Brandt. Und wir fanden gemeinsam eine Musik, die mit Worten spielt. Früher hieß diese Kunstform Melodram. Wir spielen und wissen: Es gibt keinen Fehler. Wir hören uns erwartungsfrei zu und sind damit frei. Frei für den Moment und für das, was er erzählen will.

Jetzt bin ich zweiundfünfzig und seit einigen Jahren habe ich mich wieder dem Üben zugewandt. Vielleicht zum ersten Mal dem Üben tatsächlich *zugewandt*. Ich übe wieder, doch im Grunde übe ich nicht mehr, ich spiele. Ich spiele mit allem herum, was mich interessiert. Und morgens übe ich den mir als Kind so verhassten Bach. Die von meinem damaligen Klavierlehrer vollgekritzelten Noten stehen vor mir.

»Zählen!« – »1, 2, 3, 4.« – »Fis!«

Das Heft mit den zweistimmigen Bach-Inventionen in einer polnischsprachigen Ausgabe fällt langsam auseinander. Und ich meditiere mit der Musik, spiele »falsch« und übe, mich ausschließlich auf die Schönheit zu konzentrieren und nicht auf die Fehler. Dieses Heft erinnert mich daran, woher ich komme. Mein Weg zur Musik – sein ungefährer Beginn – bleibt mir bewusst. Und manchmal tauche ich ein in die Musik an sich.

Und plötzlich *spiele* ich Bach. Kein Üben mehr, sondern Spiel. Bis zum nächsten Verspieler. Ich muss lachen. Niemand hat es gemerkt, keiner ruft: »Fis!« Ich spiele nur für mich. Das ist gut. Bis es für heute genug ist und ich mich demütig meiner eigenen Musik zuwende und die Freiheit genieße.

*

Auch Imitieren, also »Nachmachen«, ist Üben, und das Sehen kann dem Hören dabei helfen. Die Bewegung einer Musikerin kennenzulernen, heißt, auch etwas über den Klang zu begreifen. Bewegung ist sichtbarer Klang, der Klang führt die Bewegung, die Bewegung erzeugt den Klang. Wenn ich einem Sänger mit geschlossenen Augen zuhöre und ihn imitiere, verändert sich etwas in meinem Mund, in meinem Körper, und ich bewege intuitiv sowohl Körper als auch Mund im Sinne dieses Klanges. Ich tue etwas Ungewohntes und komme in Kontakt mit etwas Neuem. Möglicherweise verändere ich dabei eine Gewohnheit.

Auch das ist Üben: im Kontakt sein. Routinen durchbrechen.

Ich erinnere ein Jazzkonzert in der »Eierschale« im Berliner Trepptower Park in den 90er-Jahren, nach dem ich noch in der Nacht zu Hause die Bewegungen des Pianisten, den ich gesehen hatte, imitierte. Plötzlich bekam ich eine Ahnung davon, was und wie er spielte. Irgendwann klang es bei mir dann so ähnlich, und ich fand auch die Art von Akkorden, die er verwendet hatte. Nicht über das analytische Hören, sondern über die Bewegung, die mir sowohl den Klang als auch die rhythmische Idee erschloss. In diesem Imitieren blieb ich frei, etwas zu finden, was mir entsprach, anders als wenn ich zu dem Musiker in den Klavierunterricht gegangen wäre. Dann hätte ich etwas *genau so* gemacht und vermutlich sehr viel üben müssen, um etwas zu erreichen, was jemand anderes für sich entdeckt hatte. Das *Ungefähre* hilft dem Üben. Es bleibt Raum für das *Eigentliche*.

HÖREN

Den *einen Ton*, den Conrad Hansen spielte, suche ich nicht mehr. Ich weiß, ich werde ihn nicht wiederfinden. Es war ein einmaliges Ereignis. Unwiederholbar. Und genau das macht die Schönheit eines Klangs aus: seine Unwiederbringlichkeit und Einmaligkeit.

Zugleich wird mir die Subjektivität solch einer klanglichen Offenbarung bewusst: Niemand sonst empfand damals so wie ich, als der Ton erklang. Für alle anderen war es nur die gewohnte pädagogische Demonstration eines Meisterpianisten in einem Workshop. Und wie oft habe ich selbst solchen Klangereignissen in Kursen oder Konzerten beigewohnt, ohne es zu bemerken, während für meine Sitznachbarinnen im selben Moment eine neue Welt geboren wurde?

Was tut das Publikum, um einen Klang wahr werden zu lassen?

Vermutlich übt es ebenfalls, je öfter und aufgeschlossener es hört. Vielleicht wird Musik immer nur zu dem, was sie sein könnte, wenn es geübte Hörende gibt, die sie erst durch ihr Hören zu dem machen, was sie ist. »Werde der, der du bist«, übersetzte Nietzsche einen Satz des griechischen Dichters Pindar. Dies gilt wohl auch für den Klang. Insofern übe ich das Hören als ein Üben über den Tag hinaus, um leben und spielen zu können. Und um gut Abschied nehmen zu können, wenn es soweit ist.

Hören als Zuhause.

Hören, um atmen zu können.

ATEM

Auf der Bühne nimmt der Atem eine besondere Rolle ein. Versteckt er sich, bleibt mir beim Singen die Luft weg. Er zeigt mir dann an, dass *ich* mich verstecke. Manchmal passiert das beim Soundcheck vor einem Auftritt. Ein unbekannter Ort, eine neue Bühne oder ein schlecht gelaunter Tontechniker verscheuchen den Atem. Mein Atem ist schüchtern. Er leidet als Erster und zieht sich zurück, schnell beleidigt, manchmal gekränkt. Mir als Person bleibt die Ursache dafür zunächst verborgen. Alles geht zu schnell, zu viele unterschiedliche Informationen sind auf einmal zu verarbeiten. In der Routine der bekannten Abläufe ist der Atem ein zartes Pflänzchen und deshalb ein unbestechlicher Gradmesser meiner Gefühle.

Ich höre die Verwunderung und den Unmut meiner Stimme über die mangelhafte Sauerstoffversorgung. »Wie soll ich denn so bitte hier arbeiten können?«, entrüstet sie sich. Meine Stimme krächzt aus dem Bühnenmonitor. »Zu leise, der Monitor«, denke ich. Also: »Monitor lauter, bitte!« Jetzt sitzt mir meine Stimme gefühlt direkt auf dem Trommelfell. Es klingt schrecklich. Meine Stimme leidet, alles so eng hier. Ich bekomme kaum noch Luft. »Boah«, entfährt es mir. Und die Luft entweicht. Ich atme tief ein und höre mich sagen: »Mach mal bitte den gesamten Monitor leiser.« Ein Schluck Wasser. Seufzen. Nochmal singen.

Aufgrund des leiser eingepegelten Monitors auf der Bühne kann ich meine Stimme nun auch im Zuschauerraum hören. Ich atme unwillkürlich auf, denn der Saal resoniert, und ich kann mich mit ihm verbinden, gerade so als ob er meiner Stimme antwortet, weil auch ich ihm jetzt Respekt und Aufmerksamkeit zolle. Schon ist der Atem zurück, denn er hat Platz, weil mein Körper ihm Raum gibt.

Sobald ich an einem neuen Ort wirklich angekommen bin, fließt auch mein Atem. Über mein Zuhören findet er seinen Weg.

Ich habe das Gefühl, dass eine wechselseitige Abhängigkeit nicht nur zwischen Atem und Singen, sondern auch zwischen Raum und Stimme besteht. Resonanz entsteht durch Wechselwirkung, Raum und Stimme regen einander an, wenn ich zuhöre. Der gleiche Prozess vollzieht sich auch zwischen Stimme und Atem. Eine Stimme, die gehört wird, kann atmen. Vergleichbar mit einem inspirierenden Austausch zwischen zwei Gesprächspartnern: Hört jeder dem anderen zu, kommen einem die kreativsten Gedanken. Ein offenes Ohr öffnet den Menschen und seinen Geist. Entscheidend scheint dabei zu sein, dass ein Zuhörer vorhanden ist. Als würde nur durch Bewusstsein Resonanz ermöglicht.

Der vom Wind abgebrochene Ast fällt in den See. Das Wasser reagiert auf diesen Impuls mit sich ausbreitenden Wellen. Der See schwingt. Ob sich Bäume und Gewässer zuhören?

Höre ich meinem Atem zu, wird mir klar, was ich fühle. Dann spüre ich (wieder), wie es mir tatsächlich geht und was eigentlich los ist. Und das reicht meistens, um meinen Atem wieder fließen zu lassen. Auf mich selbst zu hören, heißt dann, mir Luft zu verschaffen, aufatmen zu können. Deshalb habe ich mich auch nie mit speziellen Atemtechniken beschäftigt, die den Atem vertiefen oder verbessern wollen, ohne den zugrunde liegenden emotionalen Ursachen einer »Atem-Not« auf die Spur zu kommen. Ein freier, unmanipulierter, also authentischer Atem geschieht einfach, er kann nicht »gemacht« werden. Auch beim Singen. Und so entzieht er sich als Lebensspender jeglicher Bewertung.